

Hat Sinnlosigkeit das letzte Wort?

Tamás Miklós bricht eine Lanze für die Geschichtsphilosophie

RALF KONERSMANN

Dass, wie noch vor wenigen Jahren zu hören war, die Geschichte zu Ende sei, wird heute niemand mehr behaupten wollen. Zu ernsthaft, zu nachhaltig auch, erscheinen die Ereignisse und Veränderungen, von denen Tag für Tag berichtet wird, als dass wir die schicke Verabschiedungsgeste von gestern noch weiterhin für bare Münze nehmen könnten. Ganz anders verhält es sich mit der Philosophie der Geschichte. Die Erwartung, dass das, was sich da vor unseren Augen abspielt, einen auch nur halbwegs glaubwürdigen und irgendwie fassbar zu machenden Sinnzusammenhang ergebe, erscheint angesichts der sich überschlagenden *breaking news*, um das Mindeste zu sagen, wie eine Illusion. Längst ist die Erfahrung der Geschichte die Erfahrung ihrer Kontingenz. Und so kann man, ohne damit allzu viel zu riskieren, sagen: Das Ende der Geschichte ist in Wahrheit das Ende ihrer Philosophie.

Wenn aber Sinnlosigkeit das letzte Wort ist – wozu dann überhaupt noch «Geschichte»? Was leistet sie, was lehrt sie, was hat sie uns zu sagen? Für den Budapester Philosophiehistoriker Tamás Miklós sind diese Fragen alles andere als bloss rhetorisch. Sein neues

Buch führt den Leser zu den Anfängen der Geschichtsphilosophie zurück, um die Ausgangsintuition freizulegen – die Erwartungen eines Unternehmens mit hin, das um die Wende zum 19. Jahrhundert die Geister zu elektrisieren vermochte. Miklós' Interesse ist freilich nicht nur theoriegeschichtlicher Natur. Die These seiner Studie ist vielmehr, dass die Geschichtsphilosophien der Aufklärung im emphatischen Sinn dieses Wortes Freiheitsphilosophien gewesen sind und dass sie mit ihren Versuchen, die Rhythmik geschichtlicher Zeiten auf den Begriff zu bringen, Problemlagen erschlossen haben, deren Beschreibungen und Einsichten uns auch heute noch betreffen.

Die Frage nach der Freiheit

Das philosophische Problem der Geschichte lässt sich gleichfalls als Frage formulieren: Wie viel Freiheit räumt die Geschichte denen ein, die sie machen? Schon Kant bemerkt in seinem berühmten Aufsatz über die «Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht» von 1784 die Diskrepanz zwischen den Vorsätzen, denen das menschliche Handeln folgt, und dem, was am Ende dabei herauskommt. Der

«Tragödie der Kultur», die darin besteht, dass die Kultur ihren Produzenten mit innerer Folgerichtigkeit entgleitet, entspricht die Tragödie der Geschichte. Kant spricht von den «Absichten» einer Natur, die einerseits den Menschen die «Triebfeder» der Ungeselligkeit und der Konkurrenz eingesenkt habe, so dass sie nun strebsam und fleissig seien, die aber andererseits den Verlauf des Geschehens an einen «Leitfaden» gebunden habe, dessen Richtungsvorgabe das Freiheitsbedürfnis der menschlichen Akteure drastisch einschränke. Es gelinge ihnen nicht, das Subjekt ihrer Geschichte zu sein. Das philosophische Begreifen der Geschichte, das ist die Intuition dieses berühmten Aufsatzes, legt derlei Konflikte frei und weist den Weg zu ihrer Überwindung: den umfassenden Naturplan, wie Kant sagt, einer allgemeinen Weltgeschichte.

Kants Auskünfte bleiben vage, und im Schlussstück seines Aufsatzes herrscht der Konjunktiv: sollte, wollte, könnte, müsste. Miklós bietet sechzig Seiten auf, um Kants Theoriestück, das selber kaum halb so lang ist, in seinen Details zu erschliessen und die Bruchlinien freizulegen, die zugleich Risse im Begriff der Geschichte sind. Und so geht es weiter: über Schiller und Hegel, Ben-

jamin und Löwith bis hin zu Odo Marquard und Feyerabend. Die theoretisch ambitionierten Historiker, ausgenommen Burckhardt, fehlen. Aber gerade diese Konzentration auf die philosophische Linie soll zeigen, dass der Versuch, die Geschichte von den theologischen Denkvoraussetzungen der Sinnfrage abzukoppeln und rein als Menschen-geschichte zu entwerfen, fehlgeschlagen ist – und das sogar bei Hegel.

Auch im Fall Hegels, der die Geschichtsphilosophie am weitesten vorangetrieben hat, geht Miklós behutsam vor. Er beklagt nicht einfach dessen Scheitern und begegnet ihm nicht, wie es zuweilen immer noch geschieht, mit Häme. Stattdessen benennt Miklós die weit über die philosophische Fachfrage hinausreichende Enttäuschung, die dieses exemplarische Scheitern Hegels über den besonderen Fall hinaus bedeutet: die Unmöglichkeit, den Anspruch der Freiheit mit dem Bedürfnis nach Sinn systematisch zusammenzuführen.

Erwartung und Erfahrung

Die Geschichte, hat Paul Valéry 1928 geschrieben, ist das gefährlichste Elaborat, das die Chemie des Intellekts produziert hat. Solche Töne kommen bei Miklós

nicht vor, und der Leser vermisst sie auch nicht. Ohnehin haben es sich die klassischen Geschichtsphilosophien, wie Miklós nachweist, nicht leichtgemacht; die Einwände, die sich gegen sie vorbringen lassen, haben sie selbst schon vorweggenommen. Von ihrer Idee, von ihrer Frage haben sie sich gleichwohl nicht abbringen lassen, weil sie sie in ihrer Zeit, die bereits die Neuzeit war, als gestellt vorfanden.

So mag man es bedauern, dass Miklós es versäumt, der weiteren Diskussion zu folgen, und dass er – um nur dieses Beispiel zu geben – Siegfried Kracauers durchaus geistesverwandtes Werben für den Vorraum der letzten Dinge beiseite lässt. Ebenso fehlen die Geschichtstheorien der Erinnerung und des Erzählens. Wichtiger jedoch als all dies ist die insistierende Vergegenwärtigung der Frage, auf die einmal der philosophische Begriff der Geschichte hat antworten wollen. Die Geschichtsphilosophen haben die Diskrepanz zwischen Erwartung und Erfahrung ermessen, und es ist dieses Problem, das ohne Rücksicht auf seine Lösbarkeit auch weiterhin gestellt ist.

Tamás Miklós: Der kalte Dämon. Versuche zur Domestizierung des Wissens. C. H. Beck, München 2016. 362 S., Fr. 42.90.